



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 10.

Die Blume von Horta.

Erzählung von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ein Kaufmann vermutlich,“ warf der Engländer gleichgültig hin; aber der andere schüttelte den Kopf.

„Nicht doch! Seinem Gewerbe nach ist er ein Gastwirt, wie es schon sein Vater und sein Großvater vor ihm gewesen. Seine Schenke liegt unten am Hafen. Euer Gnaden können das Haus von hier aus erblicken. Es ist eine gewöhnliche Matrosenkneipe; aber die durstigen Kehlen der fremden Seeleute haben die Pollos im Laufe der Jahrzehnte zu einer reichen und angesehenen Familie gemacht. Das leichtsinnige Seevolk läßt all sein Geld am Land sitzen. Der Alte hätte es gar nicht mehr nötig, hinter dem Schenktisch zu stehen, aber er kann gar nicht genug zusammenscharren für seine Antonietta, die er am liebsten vom Kopf bis zum Fuß mit Gold und Edelsteinen behängen möchte.“

„Die Antonietta? — Ist das seine Frau?“

„O nein,“ versetzte der Portugiese. „Seine Frau hat er längst begraben, sie war eine Schönheit, Euer Gnaden, und auch der Pollo war in seiner Jugend ein ansehnlicher Kerl. Die Antonietta ist sein einziges Kind, das schönste Mädchen auf der ganzen Insel.“

„So, so!“

„Ja, Euer Gnaden, wahrhaftig! Ein spanischer Señor, der vor einem Jahr hierher verschlagen wurde wie Euer Gnaden, nannte sie die „Blume von Horta“, und den Namen hat sie seitdem bei uns behalten, zum stillen Verger aller anderen Mädchen und Frauen, denen noch keiner einen so schmeichelhaften Titel gegeben, obwohl manche unter ihnen wahrhaftig auch nicht übel ist.“

„Das ist ja sehr romantisch,“ lächelte Briggs.

„Ja, Herr. Ich glaube, es giebt in Horta keinen jungen Burschen, der nicht sterblich in sie verliebt wäre. Aber seit sie dem Rodrigo Benar vor allen anderen den Vorzug gegeben hat, hüthen sich die übrigen wohl, etwas von ihrer Leidenschaft merken zu lassen, denn sie wissen, daß mit dem Rodrigo nicht zu spaßen ist.“

Ueber das Gesicht des jungen Briten glitt ein spöttisches Lächeln.

„Sind die Liebhaber hierzulande so wild? Wer ist denn dieser beneidenswerte Rodrigo?“

„Ein Fischer, Herr, ein hübscher, stattlicher Bursche, mit dem sich an Kraft und Gewandtheit nicht so leicht einer messen mag hier in Horta. Auch hat er ein ansehnliches Vermögen von seinem Vater ererbt, und da sich doch wohl schwerlich ein Herzog einfinden wird, um Antonietta zu seiner Gemahlin zu machen, so darf man schon sagen, daß sie den Besten gewählt hat, den sie haben konnte. In einigen Monaten werden sie Hochzeit feiern.“

Der Engländer fragte nicht weiter. Der Gegenstand des Gespräches hatte dem Anschein nach sein Interesse für ihn verloren, und ein halb unterdrücktes Gähnen gab dem gesprächigen Wirt zu erkennen, daß es für ihn nunmehr an der Zeit sei, sich zurückzuziehen. Briggs schaute noch eine Weile gedankenvoll auf die blaue Wasserfläche hinaus; dann pfiß er leise die Melodie eines in seinem Vaterlande viel gesungenen Liebesliedes vor sich hin und rüstete sich von neuem zum Spaziergang in die Stadt.

Diesmal war es die Schenke des alten Pollo, der er zustrebte. Er mußte sich die Lage des Hauses, das ihm der Wirt vorhin

ein behäbig und gutmütig dreinschauender Mann mit feistem, etwas weinrotem Antlitz, saß mit Kapitän Jones abseits von den übrigen an einem kleinen Tische und wollte sich bei der Annäherung des eleganten Fremden respektvoll zurückziehen, der Engländer aber ersuchte ihn, seinen Platz zu behalten, und bestellte bei dem Aufwärter eine Flasche vom besten Wein, bei deren Verteilung ihm die beiden anderen auf seine Einladung Gesellschaft leisteten.

Briggs selbst trank zwar nur wenig, doch gewann er sich sogleich die Gunst des Wirtes dadurch, daß er mit Kennermiene die Güte des Gewächses lobte. Man war bald in lebhafter Unterhaltung, und im Verlauf derselben äußerte der junge Fremde beiläufig, die Insel gefalle ihm ausnehmend, und er würde sehr gern eine längere Zeit hier zubringen, wenn sich irgendwo in dem ruhigeren Teil des Ortes eine passende Wohnung für ihn fände. Kapitän Jones machte zu dieser Bemerkung ein höchst verdunkeltes Gesicht, und er würde vermutlich die Lippen zu einer erstaunten Frage geöffnet haben, wenn ihm nicht ein bedeutsamer Blick des Engländers Schweigen geboten hätte. Der Schenkwirt hatte von dieser stummen Augensprache nichts bemerkt, und mit dem Eifer eines dienstwilligen Mannes ging er auf die Aeußerung des Engländers ein.

„Zu einer passenden Wohnung könnte sich schon Rat finden, Herr. Mein Nachbar, der alte Ramon, ist vor vier Wochen gestorben, und sein Häuschen steht mit der ganzen Einrichtung zum Verkauf. Die Erben werden froh sein, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, es auf einige Zeit zu vermieten, und ich bin gern bereit, das Nähere mit ihnen zu vereinbaren, falls es dem Herrn zu unbequem sein sollte, selber die Verhandlungen zu führen. Ich will schon sorgen, daß sie keine zu hohe Forderung stellen, und bis morgen könnte alles ins reine gebracht sein.“

Henry Briggs dankte ihm für seine Gefälligkeit, die er ohne weiteres annahm, doch mit dem Hinzufügen, daß es ihm auf den Preis nicht ankomme und daß er auch in Bezug auf die Ausstattung der Wohnung nur bescheidene Ansprüche erhebe.

Man war noch in der Erörterung dieser Angelegenheit begriffen, als ein neuer An-



Erzherzog Rainer von Oesterreich und seine Gemahlin. (S. 75)
 Nach Photographien von Frick Knözer, Hofphotograph in Wien.

von der Terrasse aus gezeigt hatte, sehr genau gemerkt haben, denn er brauchte unterwegs nicht ein einziges Mal zu fragen, um richtig ans Ziel zu gelangen. Das niedrige Gastzimmer war dicht gefüllt, und auch die Besatzung der „Lucy“ befand sich beinahe vollständig unter den Zehenden. Der Wirt,

kömmling an den Tisch herantrat, um Pollo zu begrüßen. Es war ein auffallend groß und kraftvoll gebauter junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren. Sein kurzlockiges schwarzes Haar, seine feurigen Augen und der kühne Schritt seines gebräunten Antlitzes machten ihn zu dem vollkommenen Typus eines schönen Südländers. Die trotzige Haltung seines Kopfes und ein gewisses Ungeßtim in seinen Bewegungen deuteten zugleich auf einen starken Charakter und ein leidenschaftliches Temperament.

Mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck war er von dem alten Pollo empfangen worden, und der Schenkwirt hielt es für seine Pflicht, ihn auch mit den beiden Fremden bekannt zu machen.

„Rodrigo Benar, mein zukünftiger Schwiegersohn,“ sagte er vorstellend. — „Willst du dich nicht ein wenig zu uns setzen, mein Junge?“

Aber der junge Fischer, dessen Blick gleichgültig und beinahe hochmütig über den blonden Engländer hingestreift war, schüttelte ablehnend den Kopf.

„Schönen Dank, Vater Pollo. Ich kam nur, um mich auf acht oder zehn Tage von Euch zu verabschieden und Euch einen Gruß an Antonietta aufzutragen. Denn ich traf sie nicht zu Haus und habe leider nicht Zeit, ihre Heimkehr abzuwarten. Wind und Wetter sind günstig zum Auslaufen.“

„Will es gewissenhaft ausrichten, mein Sohn. Also auf Wiedersehen und guten Fang!“

Die Männer schüttelten sich die Hände, und Rodrigo ging. Bald nachher erhob sich auch Henry Briggs, und ein stummer Wink bedeutete den Kapitän, ihn zu begleiten.

„Ihr werdet niemand auf der Insel sagen, was ich bin, und werdet nichts über meine Verhältnisse ausplaudern — hört Ihr?“ wandte er sich an ihn, sobald sie das Gastzimmer hinter sich hatten. „Es könnte wirklich geschehen, daß ich Lust verspürte, meinen Aufenthalt um einige Wochen oder Monate über das Notwendige hinaus zu verlängern. Aber die Leute hier brauchen nichts Näheres über mich zu erfahren.“

„Wohl, Sir! Aber was wird Ihr Herr Vater zu einem solchen Entschlusse sagen? Er wünschte doch —“

„Laßt es nicht Eure Sorge sein, Kapitän Jones, wie ich mich mit meinem Vater verständigen werde. Soviel ich weiß, habe ich mich ja auch noch niemals um Eure see-männischen Angelegenheiten gekümmert.“

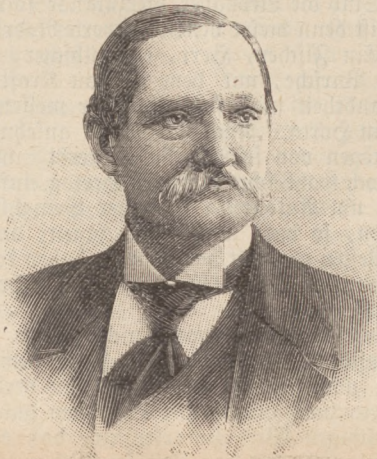
Der Kapitän murmelte etwas Unverständliches, das wohl eine Entschuldigung sein sollte, und an der nächsten Wegkreuzung gingen sie mit förmlichen Verbeugungen auseinander.

2.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages schon nahm Henry Briggs von dem verlassenen Häuschen des Señor Ramon Besitz. Er fand dort mehr Behagen und Bequemlichkeit, als er nach dem Außerren der Villa hatte vermuten können, und die alte, halbtotbe Person, die man ihm als Aufwärterin empfohlen hatte, schien ihm für die Bedienung vollständig zu genügen. Zu den Fenstern des Pollo'schen Hauses hatte er bei seiner Ankunft mit keinem Blicke hinaufgesehen, und auch als er später einen kleinen Spaziergang durch den Garten unternahm, wanderten seine Augen nicht ein einziges Mal nach jener Seite hinüber, wo sich hinter der niedrigen Hecke die wohlgepflegten Gebüsche und duftigen Blumenbeete des Nachbargartens hinzogen. Wenn da drüben etwa zwei neugierige dunkle Mädchenaugen aus irgend einem sicheren Versteck sein Thun und Lassen beobachteten, so hatte

ihre Eigentümerin jedenfalls keinen Grund zu vermuten, daß er um ihretwillen hierherauf gekommen sei. Man konnte unmöglich eine vollkommenere Gleichgültigkeit zeigen, als Henry Briggs sie in Bezug auf seine Umgebung an den Tag legte.

Um die Zeit der Dämmerung aber erregte der neue Bewohner seinerseits die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf eine ganz eigene Weise. Aus den offenen Fenstern seines Hauses nämlich erklangen die Töne eines mit Meisterschaft zur Gitarrebegleitung gesungenen schwermütigen Liedes, wie man es in Horta wohl noch niemals gehört haben mochte — eines Liedes, dessen englischer Text von den Qualen ungestillter Sehnsucht und dem tiefen Weh hoffnungsloser Liebe sprach. Nicht lange währte es, bis nebenan die in den Garten führende Glasthür geöffnet wurde, um eine schlanke Mädchengestalt in die Dämmerung hinauszuflüpfen zu lassen. Zuerst war sie sorglich darauf bedacht, sich hinter schützendem Gebüsch zu verbergen; dann aber, als der Gesang leiser und leiser wurde, näherte sie sich, wie von Zaubermacht angezogen, immer mehr der Hecke, welche die Grenzlinie zwischen



Thomas Estrada Palma,
der erste cubanische Präsident. (S. 75)

den beiden Grundstücken bezeichnete, und dort blieb sie endlich in entzücktem Lauschen stehen, von dem silbernen Lichte des eben aufsteigenden Mondes magisch umflossen.

Sie rührte sich auch nicht von der Stelle, als der letzte Ton des Liedes weich und klagend in der tiefen Stille verklungen war. Vielleicht erwartete sie, daß der unsichtbare Sänger noch ein zweites folgen lassen würde, vielleicht auch hatte die schwermütige, herzbestrickende Weise sie in eine Traumwelt hinübergeschmeichelt, in der sie ihre wirkliche Umgebung völlig vergaß. Jedenfalls fuhr sie erschrocken zusammen, als jetzt unmittelbar neben ihr der Kies des Weges unter einem Menschentritt knirschte, und eine wohl lautende Männerstimme sie in ihrer eigenen Sprache, wenn auch in fremdartigem Tonfall, mit dem landesüblichen Grusse anredete.

Henry Briggs stand vor ihr, schlank, blond und vornehm wie die Helden der englischen Romane, die sie in schlechten portugiesischen Uebersetzungen gelesen hatte. Sie wußte, daß nur er der Sänger gewesen sein konnte, und ihre leicht erregte Einbildungskraft umgab ihn unter der mächtigen Wirkung, die dieser Gesang auf sie geübt hatte, mit allem Hohen und Herrlichen, das sie bisher in thörichten Mädchenträumen erdormen, um ihr Männerideal zu schmücken. Und wie er nun zu ihr sprach, höflich, einschmeichelnd, mit Worten, wie sie sie bisher wohl in Gedichten gelesen,

doch noch nie aus dem Munde eines Verehrers vernommen hatte, da begann ihr junges, entzündliches Herz in stürmischen Schlägen zu pochen, und das verräterische Mondlicht offenbarte dem verwegenen Fremdling die heiße Blut auf ihren Wangen.

Und doch waren es zunächst nur gleichgültige Dinge, von denen er zu ihr redete. Wenn statt der unwissenden Tochter des portugiesischen Gastwirts irgend eine vornehme englische Lady vor ihm gestanden hätte, so hätte er sich nicht rücksichtsvoller und ehrerbietiger benehmen können. Kein dreistes, zudringliches Wort, kein plumper Scherz, wie sie unter ihren einheimischen Bekannten gebräuchlich waren, beleidigte ihr Zartgefühl, und diese bisher ungekannte Mitterlichkeit machte den jungen Briten für sie vollends zu einem Wesen aus ganz anderen Welten. Sie half ihr allgemach auch über die Bangigkeit hinweg, die sie zuerst gehindert hatte, ihm anders als mit leise hingehauchten einsilbigen Erwiderungen Rede zu stehen, und sie wußte kaum, wie es geschehen war, daß sie nach Verlauf einer Viertelstunde heiter und unbefangen mit ihm plauderte wie mit einem alten Freunde.

Anfänglich hatte er nur von den Schönheiten Japals gesprochen, die ihn seiner Ver sicherung nach über alle Maßen entzückt hatten; dann aber begann er von den fernen Ländern zu erzählen, aus denen er durch einen Zufall hierher verschlagen worden war, von den Wundern der europäischen Großstädte, von den Herrlichkeiten des Lebens, das ihre beneidenswerten Bewohnerinnen führen durften. So glänzend, so verführerisch lockend waren seine Schilderungen, daß Antonietta sicherlich an ihrer Wahrhaftigkeit gezweifelt haben würde, wenn nicht dem Klang seiner Stimme, dem Blick seiner blauen Augen eine unwiderstehlich zwingende Macht innegewohnt hätte. Und es war nicht wunderbar, daß sich in ihre Seele ein Verlangen stahl, alle jene Herrlichkeiten mit eigenen Augen zu schauen, daß sie mit einer Art sehnsüchtigen Neides daran dachte, wie glücklich das Weib sein müsse, das die Wonnen dieser fremden Welt an der Seite eines Beschützers genießen dürfe, wie es der blonde Fremdling war.

Wohl eine Stunde lang sprachen sie so miteinander, und während dieser ganzen Zeit hatte sich Antonietta nicht ein einziges Mal ihres Verlobten erinnert. Sie gedachte seiner erst in dem Augenblick, als der Engländer ihr gute Nacht wünschte, und als sie nach einem kleinen Zaudern ihre schmalen Finger in seine über die Hecke hinweg dargebotene Rechte legte. So weich und fein war die Haut dieser wohlgepflegten, aristokratischen Männerhand, daß sie die Berührung wie etwas wohligh Schmeichelndes empfand, und dabei mußte sie an Rodrigos harte, schwielige Fischerfaust denken.

Die unwillkürliche Erinnerung an den abwesenden Verlobten rief kein freudiges Regen in ihrem Herzen wach. Ihr langes Zwiegespräch mit dem Fremden wollte ihr plötzlich als ein Unrecht erscheinen, und mit einer Hast, die ihn befremden mußte, zog sie ihre Hand zurück. Auf seine Frage, ob er sie morgen abend hier wiedersuchen werde, hatte sie keine andere Antwort als ein hastiges Kopfschütteln, und noch ehe er Zeit gehabt, nach den Ursachen dieser Weigerung zu forschen, war sie mit der Behendigkeit eines erschreckten Wildes in der Richtung nach dem väterlichen Hause verschwunden.

Henry Briggs schaute ihr nach, und wieder war jenes spöttische Lächeln, das seinem hübschen Gesicht einen so wenig angenehmen Ausdruck gab, auf seinen Lippen. Ihre eilige

Flucht hatte ihn offenbar nicht im mindesten entmutigt, und er war mit dem bisherigen Verlauf seines Abenteuers vollkommen zufrieden.

Während des ganzen nächsten Tages blieb der Engländer für seine Nachbarschaft unsichtbar. Beim Einbruch der Dunkelheit aber wiederholte sich das Spiel vom verflossenen Abend, und noch weicher, sehnfüchtiger klangen seine Lieder heute durch die tiefe Stille der einsamen Gärten. In feieberischer Erwartung hatte Antonietta diesen Augenblick herbeigesehnt, obwohl sie diesmal entschlossen war, der verführerischen Lockung zu widerstehen und keinen Schritt in den Garten hinauszu thun. Nur ein wenig hatte sie die Glashür geöffnet, die auf die Terrasse führte, und dort, von draußen völlig unsichtbar, lauschte sie klopfenden Herzens den süßen Tönen. Als das Lied zu Ende war, preßte sie die Stirn gegen die Scheiben und brach in Thränen aus. Nie in ihrem jungen Leben hatte sie sich so namenlos unglücklich gefühlt, niemals war ihr die Seele so schwer gewesen von heißem, unnennbarem Sehnen. Aber sie erkannte die ganze Größe der Gefahr; sie dachte an das Versprechen, das sie Rodrigo Benar gegeben, und sie gelobte sich, stark zu bleiben in der Versuchung. Hätte der Fremde jetzt geschwiegen, so wäre sie sicherlich auch als Siegerin aus dem harten Kampfe hervorgegangen. Doch der Unselige war sich nur zu gut der dämonischen Macht bewußt, die er bereits über sie befaß, und er zögerte nicht, sich ihrer schonungslos zu bedienen.

Wenige Minuten nur war es draußen stille geblieben, dann hörte Antonietta seine Stimme aufs neue, und diesmal so nahe, daß sie nicht zweifeln konnte, er habe die Hecke überstiegen und sich bis dicht vor das Haus gewagt. Sie wußte, er kam ihretwegen, und dieser Erkenntnis widerstand ihr Herz nicht. Mit brennenden Augen hatte sie sich aus ihrem Korbsessel erhoben, langsam streckte sie die Hand nach dem Thürdrücker aus — ein kurzes Zögern noch, ein letzter, verzweifelter Kampf, dann hatte sie sie vollends ausgestoßen, und wie von fremdem Willen getrieben schritt sie die Stufen der Terrasse hinab.

Eine leidenschaftlich zärtliche Stimme rief ihren Namen, und in der nächsten Sekunde war sie von zwei starken Armen stürmisch umschlungen, küßte sie zwei brennende Lippen auf ihrem Munde. Sie wollte sich sträuben, wollte um Hilfe rufen, doch ihre Kraft versagte, und in willenloser Hingabe sank ihr dunkles Köpschen an die Schulter des Fremden. Rodrigo Benar war vergessen wie die ganze übrige Welt — neue Wonnen, neue, nie gekannte Seligkeiten thaten sich vor ihr auf; erst von diesem Augenblick an kannte sie das Glück.

Abend für Abend trafen sie jetzt in der verschwiegene Einsamkeit des Gartens zusammen. Es wurde ihnen leicht genug gemacht, ihr Geheimnis zu bewahren, denn Antonietta war die freie Herrin ihrer Handlungen, keiner von den wenigen Hausbewohnern hatte ein Recht, sich um ihr Thun und Lassen zu kümmern, und Vater Pollo kehrte regelmäßig erst gegen Morgen aus der Matrosenschiffe heim, wo er noch immer goldene Schätze für seinen Liebling zusammenscharrte.

Rodrigo Benar aber war fern auf hoher See.

Sie sprachen niemals von ihm; aber über Antoniettas schönen Leib ging es wie ein Erschauern, wenn mitten in ihrem Liebesrausch das Bild des treulos Verrathenen vor ihrer Seele auftauchte. In solchen Momenten schloß sie wohl erblickend die Augen, als

könne sie damit die schrecklichen Vorstellungen bannen, die sich für sie jetzt mit dem Namen Rodrigo verknüpfen, aber sie vermochte es auch dann nicht, zu dem neuen Liebhaber von ihren Sorgen zu sprechen.

Einmal freilich mußte es dennoch geschehen. Für den nächsten Tag war nach der Meldung eines heute eingelaufenen Bootes die Heimkehr der Fischer zu erwarten, und Antonietta wußte, daß Rodrigos erster Weg der Weg nach ihrem Hause sein würde. In verzweifelter Gemüthsstimmung hatte sie den Tag hingebracht, und als sie um die gewohnte Stunde, Kopf und Schultern mit einem schwarzen Spitzentuche umhüllt, zu dem verschwiegenen Plätzchen ihres abendlichen Stelldicheins eilte, hatte sie sich endlich zu dem festen Entschlusse durchgekämpft, mit Henry über die Gestaltung ihrer Zukunft zu reden. Mit Küßsen und tändelnden Liebesworten, wie sie bisher ihre einzige Unterhaltung ausgemacht hatten, war es nun nicht länger gethan; jetzt galt es zu handeln, denn schon ihre erste Begegnung mit Rodrigo mußte ja die Entscheidung bringen.

Zum erstenmal sträubte sich Antonietta gegen die Liebkosungen, mit denen der hardrende Engländer sie begrüßte, und entwand sich seiner Umarmung.

„Nicht so, Geliebter! Wir haben heute von ernsten Dingen zu sprechen. Ich muß dir ein Geständnis machen, für das es mir bisher an Mut gebrach. Meine Liebe zu dir ist eigentlich ein Unrecht, denn als ich dir mein Herz zu eigen gab, war ich nicht mehr frei. Einem anderen hatte ich mein Wort gegeben.“

Mit versagendem Atem, in abgerissenen Worten, deren jedes sie unfägliche Ueberwindung kostete, hatte sie ihm dies Bekenntnis abgelegt; nun aber, da die Stimme völlig stockte, kam Henry Briggs ihr lachend zu Hilfe:

„Du warst die Verlobte des plumphen Fischers Rodrigo Benar. Meinst du denn, Liebchen, daß mir eine solche Thatsache in diesem Nest auch nur für einen einzigen Tag hätte verborgen bleiben können?“

(Fortsetzung folgt.)

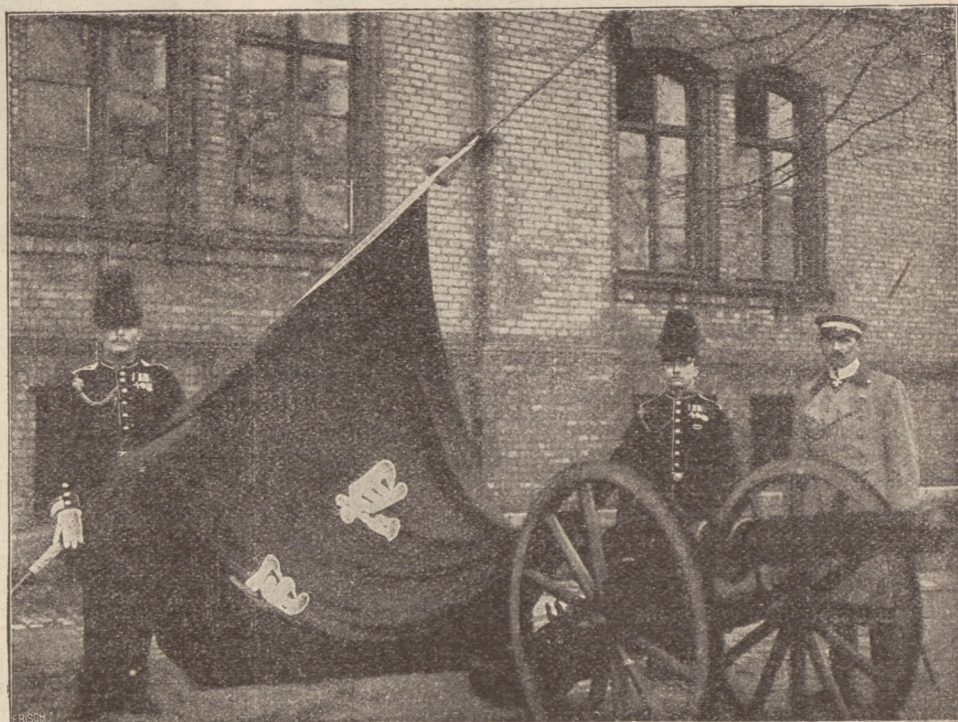
• • Illustrierte Rundschau. • •

Einem fürstlichen Paare ist es beschieden, das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern, dem Erzherzog Rainer, einem Vetter des Kaisers Franz Joseph, mit seiner Gemahlin, der Erzherzogin Maria Karolina. Das hohe Paar wurde am 21. Februar 1852 in Wien getraut, und die Ehe ist, obwohl kinderlos, eine auch im bürgerlichen Sinne glückliche gewesen. Erzherzog Rainer (geb. 11. Januar 1827) ist Kurator der kaiserlichen Akademie der Künste, Protektor des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Feldzeugmeister und Oberkommandant der österreichischen Landwehr. Er hat sich als Staatsmann, als militärischer Organisator und Freund der Künste und Wissenschaften einen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreichenden Ruf erworben. Die Erzherzogin Maria Karolina (geb. 10. September 1825) ist die Tochter des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, und Schwester des Erzherzogs Albrecht. — Der zum ersten Präsidenten der jungen Republik Cuba gewählte Thomas Estrada Palma wurde im Jahre 1837 in Bayamo auf Cuba geboren und war von Beruf Rechtsgelehrter. Er kämpfte während der 1868 ausbrechenden zehnjährigen Revolution tapfer gegen die Spanier, und es gelang ihm nach Niederwerfung des Aufstandes, nach Honduras zu entkommen, wo er mehrere Jahre das Amt eines Postdirektors bekleidete. Später ging er nach den Vereinigten Staaten und gründete in Central Valley im Staate New York eine Knabenschule. Beim Ausbruch des cubanischen Aufstandes im Jahre 1895 wurde er das Haupt der in New York weilenden cubanischen Junta, die von dort aus die Insurgenten mit Waffen und Munition versorgte. — In feierlicher Weise hat jüngst die Ueberführung der bei der Verteidigung der deutschen Gesandtschaft in Peking eroberten Fahne in das Marinemuseum in Kiel stattgefunden. Unser Bild zeigt links den Unteroffizier Horn mit dem von ihm im blutigen Kampfe den Chinesen entrissenen Siegeszeichen, rechts den Hauptmann Grafen v. Soden, den tapferen Verteidiger der deutschen Gesandtschaft, und in der Mitte den Sergeanten Dauch, der sich bei den wochenlangen Kämpfen ebenfalls rühmlich hervorgethan hat.

Eine Kindervolksküche in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 76.)

Berlin hat jetzt in ziemlich in jedem Stadtteil eine Kindervolksküche, deren erste im November 1895 eröffnet wurde. Jeden Mittag in der Zeit von



Die bei der Verteidigung der deutschen Gesandtschaft in Peking eroberte Fahne, jetzt im Marinemuseum zu Kiel.

Nach einer Photographie vom Atelier Schauf in Hamburg.

12 bis 2 Uhr werden in diesen Volkstüchen solche Kinder, die nachweislich zu Hause kein warmes Mittagsbrot erhalten können, unentgeltlich gespeist. Auch Kindern, deren Eltern nicht ganz so bedürftig sind, wird gestattet, sich Essen nach Hause zu holen, wobei sie für die Portion fünf Pfennig zu zahlen haben. Die Kinder kommen oft mit ihren Mappen und Büchern direkt aus der Schule zu der Küche ihres Bezirks, um sich in dem freundlichen, sauberen Raum nach Anweisung der als Ordnerinnen und Helferinnen freiwillig wirkenden Damen an den Tischen zu verteilen. Die Zubereitung der Speisen steht auch unter Aufsicht von Damen. Wie schmeckt es den Kleinen! Ungern scheiden sie, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen.

Plünderer im Dreißigjährigen Krieg.

(Mit Bild auf Seite 77.)

Während des Dreißigjährigen Krieges wurde das deutsche Vaterland einer Verheerung und Verelendung preisgegeben, die beispiellos ist. Die Bevölkerung Deutschlands sank von 16 Millionen auf 6 Millionen. Das Gefindel von ganz Europa fand sich unter den Fahnen der großen Heerführer zusammen. Zu der namenlosen Zügellosigkeit der Söldnerbanden gesellten sich im weiteren Verlauf des Krieges eine völlige Entmenschung, eine bestialische Lust an Mord und Raub. Unser Bild versetzt uns in den Keller eines Schlosses, in welchen plündernde Wallensteiner

eingedrungen sind. Während sie sich am Weine gütlich thun und voll Uebermut den Fund eines ihrer Kameraden bejubeln, der eine im Boden eingemauerte schwere Truhe entdeckt hat, kommen Kroaten hinzu, die ihnen die Beute streitig machen.

Die braune Briestafche.

Erzählung von I. D. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühsommer des Jahres 1846. Wir befanden uns auf der sogenannten „Oregonstraße“, hatten die „Heißen Quellen“



In einer Kindervolkstüche zu Berlin. (S. 75.)

passiert, im Fort Boise Gastfreundschaft genossen und durchzogen nun das Land der Schöschonen, die gerade zu jener Zeit sich den Weißen feindlich gesinnt zeigten. Doch erreichten wir ohne Unfall und ohne in ein Scharmützel mit den Indianern zu geraten, den trefflichen Lagerplatz bei der einsamen Fichte in dem schönen Thale, das von einem Nebenströme des Lewisflusses durchschlängelt wird.

Die auf den damals gebräuchlichen Reisearten sorgsam bezeichnete Fichte, ein imposanter Baum von ungeheurer Höhe und erstaunlicher Dicke, galt damals als ein Hauptmerkzeichen der Oregonstraße; mit

Hurra und Jubelgeschrei wurde deshalb dieser ehrwürdige Riese der Pflanzenwelt schon aus der Ferne von uns begrüßt. Denn nunmehr, nach monatelanger Reise über die unermesslichen Prairien der westlichen Wildnis, näherten wir uns ja allgemach unserm Endziele, dem genaltigen Columbiaflusse, an dessen südlichem Ufer wir in dem fruchtbaren Willamettethale uns anzusiedeln gedachten.

Unsere Karawane war recht zahlreich; sie bestand aus achtzig wohlbewaffneten Männern und jungen Burschen, nebst der dazu gehörigen Zahl von Frauen und Kindern, die auf vierzig, mit Ochsen bespannten Planwagen mitgeführt wurden. Leider kam es zu Streit

und Unfrieden in unserem Lager bei der einsamen Fichte. Nach dem gewöhnlichen Brauche war der Erfahrenste zum Anführer oder Obmann des Karawanenzuges gewählt worden. Er bestimmte, was geschehen sollte, und die anderen mußten vertrauensvoll seinen Anordnungen Folge leisten. Mein Onkel John Perkins, welcher vordem als Trapper während langer Zeit die Prairien und Felsengebirge des Westens durchstreift hatte, war im Besitze dieser Würde, die ihm übrigens als Ehrenamt gar nichts eintrug, wohl aber viel Mühe und Verdruß machte.

Weil aber der wackere und tüchtige Mann arm war — er besaß außer den geringen



Pfänderer im Dreißigjährigen Kriege. Nach einem Gemälde von C. Boppo. (S. 76)

Sabelligkeiten auf seinem Planwagen, den paar Zugochsen und seinem Reitpferd nur ein kleines Barkapital von dreihundert Dollars — wurde er von einigen reicheren Reisegenossen, die viele tausend Dollars in Banknoten mit sich führten, über die Achseln angesehen. Das Praktische und Nützliche seiner Anordnungen sahen sie zwar in der Regel ein, mochten ihn aber doch nicht als Anführer anerkennen, sondern machten ihm allerlei Schwierigkeiten und widersetzten sich oft genug geradezu seinen Anordnungen.

Der Reichste und Stolzeste von ihnen war Samuel Harper, dessen zwanzigjährige Tochter Maud mit Recht für das schönste Mädchen der Karawane galt. In sie verliebte ich mich mit aller Blut meines jugendlichen gefühlvollen Herzens; sie bezeugte sich auch stets freundlich gegen mich, wenn ich am Lagerfeuer abends Gelegenheit suchte und fand, mich ihr zu nähern und mit ihr zu plaudern. Doch diese angenehme Unterhaltung wurde bei der einsamen Fichte plötzlich jäh unterbrochen, denn dort sagte ihr Vater grob zu mir: „Geht weg von unserem Feuer, Frank Robins! Mir gefällt's nicht, daß Ihr mit meiner Maud schön thut und ihr verliebtes Zeug vorschwätzt. Ich dulde nicht länger, daß Ihr mit meiner Familie verkehrt. Das merkt Euch!“

Zuerst wollte ich ihm eine heftige Antwort geben, unterdrückte dann aber meinen Unwillen und ertrug die Kränkung aus Liebe zu Maud. Schweigend zog ich mich zurück. Aber mein Herz wurde von Schmerz und Eifersucht gefoltert. Denn Maud hatte noch einen eifrigen Verehrer bei der Karawane, einen jungen stattlichen Mann Namens Fred Blandish, der von ihrem Vater sehr freundlich angesehen wurde, denn er besaß ansehnliches Vermögen, über fünftausend Dollars, wie er mehrmals prahlerisch behauptete. Er war also ein besserer Freier als ich armer Teufel, denn er war in der Lage, nach der Ankunft ohne weiteres im Willamettethal eine große schöne Farm zu kaufen, während ich auf Regierungsland ganz von vorn anfangen mußte. Doch war es unverkennbar, daß Maud mich ihm vorzog; im Blick seiner Augen und überhaupt in seinem ganzen Wesen hatte er etwas Unstetes und zuweilen fast Unheimliches, das ihr mißfiel.

Er stand nahebei, als Mauds Vater so barsch mich fortwies, und ich bemerkte sein höhnisches Lächeln, das mich über alle Maßen ergrimmte.

Was mein guter Onkel mir sagte, als ich ihm mein Leid klagte, klang auch nicht tröstlich. „Mein lieber Frank,“ warnte er, „denke doch nicht daran, daß die Tochter des hochmütigen Mannes dir beschieden sein könne. Wir sind viel zu geringe Leute. Ja, wenn du etliche tausend Dollars hättest wie der seine Blandish; aber du hast nichts als dein treues Gemüt, deinen Fleiß, deinen guten Willen und deine Redlichkeit. Daran ist dem reichen Mr. Harper nichts gelegen. Der fragt nur nach Dollars.“

Es war am Abend nach unserer Ankunft im Lager, als dies alles sich ereignete. Am folgenden Morgen brach dann der schon erwähnte verhängnisvolle Streit aus. Die Folgen sollten aber für mich sehr glückliche sein.

Mein Onkel hatte die zweckmäßige und jedenfalls nötige Bestimmung getroffen, daß bei der einsamen Fichte zwei Tage lang gelagert werden sollte.

Er sagte: „Hier ist beste Weide für die Zugochsen und Pferde und eine gute Tränfstelle. Unsere Tiere müssen sich erholen von den letzten Mühseligkeiten, damit sie die noch

bevorstehenden besser zu überwinden vermögen. Wir haben noch eine höchst beschwerliche, weil dürre und steinige Hügelkette zu übersteigen, wo weder Gras noch Wasser zu finden ist.“

Samuel Harper rief herrlich: „Eine zweitägige Rast an dieser Stelle halte ich durchaus nicht für nötig, bin vielmehr der Meinung, es wird am besten sein, daß wir sogleich den Weitermarsch antreten.“

„Das meint Ihr wohl nur, Sir, weil Eure Zugtiere die besten und stärksten sind,“ versetzte mein Onkel. „Es muß aber auch Rücksicht genommen werden auf die in minder gutem Zustande befindlichen Tiere der weniger bemittelten Teilnehmer des Zuges.“

„Darauf kann ich mich nicht einlassen,“ sagte barsch Mr. Harper. „Ich hab's eilig mit dem Weiterkommen. Gar zu viele Zeit haben wir schon unter Perkins' Anführung auf den großen Prairien vertrödel. Wer will mit mir?“

Mehrere erklärten sich bereit dazu. Es waren die sämtlichen reicheren Mitglieder des Karawanenzuges, auch Fred Blandish, der übrigens selbst keinen Planwagen nebst Ochsen gespannt, sondern nur ein schönes Reitpferd besaß und seine sonstigen Sabelligkeiten auf dem Wagen eines anderen gegen Bezahlung verfrachtet hatte.

„Meinetwegen thut, was ihr wollt,“ sagte achselzuckend mein Onkel. „Doch werdet ihr's vielleicht bereuen, denn es ist zur Zeit, da die Schoschonen auf dem Kriegspfade sind, große Gefahr für eine kleine Karawane vorhanden.“

„Wir brauchen Eure Ratschläge nicht mehr!“ rief Samuel Harper hochmütig.

Er und seine Anhänger rüsteten sich also zum Abzug. Als Fred Blandish sich auf sein Pferd schwang, löste sich unversehens die Schnalle des Sattelgurts, und er stürzte herunter, doch ohne sich Schaden zu thun. Es sah mehr komisch aus als gefährlich, und einige von den zurückbleibenden jungen Burschen lachten auch über sein Mißgeschick, wollten ihm aber nicht behilflich sein, weil sie ihn nicht leiden mochten. Einen wütenden Blick schleuderte er ihnen zu. Harper leistete ihm Beistand. Dann bestiegen die beiden ihre Rosse und ritten fort, dem Zuge voraus.

Maud, die auf dem letzten abziehenden Planwagen saß, schaute mich noch einmal freundlich an und nickte zum Abschied. Dann zog sie nach Nordwesten zu auf die Prairie hinaus. Ach, es wurde mir dabei so traurig zu Mute!

Bei den anderen im Lager aber herrschte die beste Laune. Manche von den Leuten waren recht froh über den Abzug der hochmütigen Reichen. Allerlei nötige Arbeiten und die Vorbereitungen zur Mittagssmahlzeit wurden verrichtet. Selbstverständlich hatten wir Wachen aufgestellt, der feindseligen Indianer wegen. Ich selbst stand eine Zeitlang auf Posten und wurde um elf Uhr vormittags abgelöst.

Melancholisch gestimmt ging ich danach der Stätte im Lager zu, wo ich mit Maud zuletzt geplaudert, und ihr Vater mich so rauh behandelt hatte. Würde ich die Geliebte je wiedersehen? Und wann das — vielleicht gar als Braut jenes Blandish?

In finsternen Gedanken verloren wandelte ich auf der Stätte auf und ab, die zuletzt ihr Fuß betreten hatte.

Da — was war denn das? In einem zerzausten und niedergedretenen Grasbüschel lag etwas Braunes. Ich bückte mich und hob es auf. Es war eine elegante, fast neue, anscheinend wohlgefüllte Briefftasche.

Jetzt fiel mir's ein. Hier war ja auch die Stelle, wo Fred Blandish vom Pferde

und ins Gras gestürzt war. Jedenfalls hatte er dabei die Briefftasche verloren, ohne daß er es bemerkte. Ich untersuchte in aller Stille, ohne dies von den anderen bemerken zu lassen, meinen Fund.

Die Briefftasche enthielt viele Banknoten, zusammen im Betrage von fünftausend Dollars, meist in Hundertdollarnoten. Also hatte Fred Blandish doch nicht gesunkert. Er war wirklich so reich, wie er gesagt hatte.

Anzunehmen war, daß er zurückkehren werde, um nach der Briefftasche zu suchen, sobald er den Verlust derselben inne würde. Bekam er sie nicht wieder, so war's mit seinen Aussichten auf Maud wohl zu Ende. Sollte ich mich des Schatzes bemächtigen, ihn behalten? Nein, dagegen sträubte sich meine Ehrlichkeit. Aber einen lebhaften Anreiz verspürte ich, die Briefftasche mit ihrem Inhalt zu vernichten. Dann war Fred ebenso arm wie ich. Mr. Harper hatte keinen Grund mehr, ihn mir vorzuziehen. Doch nein, das wäre heimtückisch und gemein gewesen! Ich gab diesen Gedanken auf. Aber genau zu untersuchen, was die Briefftasche sonst noch alles enthalte, konnte ich mir nicht versagen. Da entdeckte ich zum Schluß noch eine geheime Faltentasche, die ein Papier enthielt. Ich zog es heraus, um es zu lesen. Es war ein Brief aus Cincinnati, adressiert nach Alton in Illinois an einen Kaufmann Namens Ralph Donaldson, und betraf geschäftliche Angelegenheiten.

Wie kam dieser Brief in die Briefftasche Fred Blandish's? Gehörte sie ihm vielleicht gar nicht? Wer konnte sie dann hier verloren haben? Wir hatten keinen Donaldson bei der Karawane. — Oder war sie doch von Blandish verloren worden, und hatte sie dieser etwa dem rechtmäßigen Eigentümer gestohlen und sich dann mit dem Raube aus dem Staube und auf den Weg nach Oregon gemacht? Das erschien mir sehr möglich, denn der Bursche hatte etwas Lauerndes, Unstetes in seinem Wesen. Wahrlich, er mochte wohl solcher und auch noch anderer Mißthaten fähig sein.

Zu meinem Onkel ging ich hin, um ihm die Briefftasche zu zeigen und meinen Verdacht zu offenbaren. Er war darüber nicht wenig erstaunt. Andere kamen herzu, auch ein Mann, der in Alton seine Heimat gehabt hatte. Der rief sogleich aus: „Darüber vermag ich einige Auskunft zu geben! Der Name Ralph Donaldson ist mir nicht unbekannt. Kurz vor meiner Abreise wurde in Alton über die Geschichte sehr viel gesprochen. Auch hat allerlei davon in den Zeitungen gestanden. Ein reisender junger Kaufmann Namens Donaldson wurde in Alton von einem Zimmergenossen in einem Gasthause nachts betäubt und seiner Briefftasche beraubt, die mehrere tausend Dollars in Noten enthielt. Der Thäter entkam mit dem Raube. Wahrscheinlich ist es dieser Blandish, der den bösen Streich ausgeführt hat. Er kam mir gleich etwas sonderbar vor, als ich ihn zuerst sah bei Independence in Missouri, dem Sammelplatz unserer Karawane.“

„Starb Donaldson? War's Gift, das er bekam? Oder was war's sonst?“ fragte mein Onkel.

„Es war ein Betäubungsmittel, auf ein Tuch geträufelt, welches ihm im Schlafe auf Mund und Nase gepreßt wurde. Doch erholte er sich am nächsten Tage von der Betäubung, als ein Arzt ihm Beistand leistete.“

„Die Briefftasche, welche ich einstweilen in Verwahrung nehme, ist zweifellos Donaldsons Eigentum und muß ihm wieder zugestellt werden,“ entschied mein Onkel. „Und wenn Fred Blandish sich meldet —“

„Da kommt er schon angaloppiert!“ rief jemand.

Wir blickten nach Norden. Richtig, da sprengte er in größter Eile heran.

Ohne vom Pferde abzustiegen, fragte er hastig mit heiferer Stimme: „Ich habe meine Briestafche verloren; wie ich sicher glaube, hier im Lager, als ich vom Pferde rutschte. Hat jemand eine Briestafche gefunden?“

„Mein Neffe Frank Robins hat eine solche gefunden, und ich habe sie in Verwahrung genommen,“ versetzte mein Onkel.

„Bitte, Sir, gebt her?“

„Sie gehört Euch ja gar nicht.“

„Was? Es ist eine hübsche Briestafche von braunem Saffianleder.“

„Ganz recht.“

„Sie enthält fünftausend Dollars in Noten.“

„Das stimmt auch.“

„Also ist sie mein Eigentum.“

„Nein. Die Briestafche enthält noch etwas anderes.“

„Was meint Ihr, Sir?“ stammelte Blandish ganz verwirrt. „Ist das Scherz? Ich weiß nicht —“

Offenbar hatte er von dem Vorhandensein des an Donaldson gerichteten Briefes keine Kenntnis.

„Ein Schriftstück enthält die Briestafche, welches beweist, daß sie neben den fünftausend Dollars dem Kaufmann Ralph Donaldson in einem Gasthause zu Alton in Illinois geraubt worden ist, und zwar von Euch, nachdem Ihr ihn im Schlafe betäubt hattet,“ sprach mein Onkel.

Blandish wurde leichenbläß. „Unsinn! Lüge ist's!“ zischte er zwischen den Zähnen hervor. „Gebt die Briestafche heraus!“

„Es ist Wahrheit!“ rief der Farmer aus Illinois. „Das kann ich selbst bezeugen. Denn ich war in Alton, als der Vorfall passierte, und weiß darüber Bescheid.“

„Laßt uns den Räuber gleich festnehmen!“ schrien einige.

„Platz gemacht da!“ kreischte wütend Fred Blandish, einen Revolver hervorziehend. „Aus dem Wege! Oder —“

Er warf sein Pferd herum und sprengte davon, die Briestafche im Stiche lassend. Daß er des Verbrechens schuldig, konnte unter solchen Umständen keinem Zweifel mehr unterliegen.

„Soll ich ihm eine Kugel nachschicken?“ fragte ich.

„Nein,“ versetzte mein Onkel. „Spare dein Pulver. Mag der Glende davontreiben. Sicherlich wird er trotzdem der gerechten Strafe nicht entgehen. Denn wo sollte er wohl anders hin als mit Harpers Karawane nach der Kolonie im Willamettetal? Dort treffen wir ihn also wieder. Dort kann er gefaßt und dem Sheriff überliefert werden.“

„Aber Maud? Wenn er nun doch noch Harper und dessen Tochter schmählich hinter's Licht führt?“ murmelte ich besorgt.

„Das hat wohl keine Not. Harper ist ein schlauer Fuchs, der läßt sich nicht so leicht anführen. Uebrigens, wenn's geschähe, so wäre es nur seine eigene Schuld.“

Einstweilen mußte ich mich damit zufrieden geben und das Beste hoffen. —

Am Morgen des dritten Tages zogen wir weiter, und gegen Abend befanden wir uns nur noch zwei englische Meilen entfernt von dem nächsten Lagerplatze, wo wir zu rasten gedachten.

Da vernahmen wir Schüsse, die von Norden her zu uns herüberhallten. Eiligst sandten wir Späher voraus. Diese kamen bald zurückgesprengt und meldeten, daß Harpers Karawane auf dem Lagerplatze von

Judianern umzingelt sei und heftig angegriffen werde.

„Sind's Schofschonen oder Flachköpfe?“ fragte mein Onkel.

„Schofschonen sind's.“

„Wie viele etwa?“

„Eine Bande von dreißig bis vierzig Kriegern.“

„Haben sie Feuerwaffen?“

„Ja. Wenigstens die meisten, wie wir beobachten konnten.“

„Unseren bedrängten Landsleuten müssen wir zu Hilfe eilen, denn das ist unsere Pflicht, obgleich Harper und sein Anhang sich so wenig freundlich gegen uns bezeigten. Vorwärts!“

Wir eilten weiter, so rasch wir konnten, und bald kam uns die belagerte kleine Wagenburg in Sicht. Mit schallendem Hurra sprengten vierzig Berittene von uns darauf zu. Die Schofschonen ergriffen schleunigst die Flucht, als unsere Streitmacht so kampfesmutig herau rückte.

Nur wenige Schüsse wurden noch gewechselt, die weder hüben noch drüben Schaden anrichteten.

Nach einer halben Stunde war von den Rothhäuten keine Spur mehr zu sehen. Es war, als ob im abendlichen Dämmerdunkel die nördliche Prairie sie verschlungen habe samt ihren schnellen Pferden.

Von Samuel Harper und seinen Genossen wurden wir als Retter mit Dank und Jubel begrüßt und willkommen geheißen. Seit anderthalb Tagen waren sie hier von den Indianern belagert worden und dadurch in große Bedrängnis geraten. Sie hatten auch einige Verwundete und einen Toten.

„Meine Warnung war also doch nicht ohne Grund,“ sagte mein Onkel.

„So ist's, Perkins,“ versetzte Harper beschämt. „Ihr hattet recht, und ich war im Unrecht. Ich bitte um Verzeihung für all den Verdruß, welchen ich Euch gemacht habe. Aller Hader möge vergessen sein! Laßt uns in Zukunft wieder in Frieden zusammen weiterziehen.“

Mein guter Onkel war gern damit zufrieden.

„Wo ist denn eigentlich Fred Blandish?“ fragte ich, nachdem ich forschend Umschau gehalten.

„Der ist nicht hier,“ antwortete Harper. „Vorgestern verließ er uns eilends, um seine Briestafche zu suchen, die er in eurem Lager verloren zu haben glaubte, weshalb er in großer Sorge und Aufregung war. Er ist aber nicht wieder zu uns gekommen. Es ist zu befürchten, daß er den Indianern in die Hände gefallen, von ihnen getötet und skalpiert worden ist.“

„Möglich,“ sagte ich. „Dann würde das Zuchthaus auf die Ehre verzichten müssen, die Bekanntschaft des abgefeymten Burschen zu machen.“

„Wie ist das gemeint?“ rief Harper verwundert.

Wir berichteten ihm alles und zeigten ihm die Briestafche mit dem Brief an Ralph Donaldson. Unsere Mitteilungen erregten das höchste Staunen, auch bei der lieben Maud.

„Siehst du nun, Vater,“ sprach sie vorwurfsvoll, „meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Dieser Blandish kam mir immer unheimlich vor; ja, wie ein schlechter Mensch. Du lachtest freilich darüber und schaltest mich thöricht. Aber ich hatte doch recht.“ . . .

Samuel Harper war von jetzt an wie umgewandelt, voll Freundlichkeit gegen meinen Onkel und auch gegen mich. Ja, er lud mich jetzt selbst ein, mit seiner Familie zu ver-

lehren, mit Maud zu plaudern, die noch freundlicher gegen mich wurde als zuvor.

Bei guter Zeit setzten wir die Reise fort, überstiegen die steinige, dürre Hügelkette und dann wieder in die Ebene hinab. Wir durchwateten den seichten Umatillafluß, erreichten Fort Wallawalla am Columbia und gelangten endlich ins Willamettetal, ans Ziel unserer langen Reise, dessen Entfernung von Independence in Missouri, wo unsere Karawane sich versammelt und organisiert hatte, 1906 englische Meilen beträgt.

Das schöne fruchtbare Thal — so benannt nach dem Flusse Willamette, der es durchströmt und dem gewaltigen Columbia zuströmt, mit dem er sich nicht weit von dessen Mündung vereinigt — war damals erst seit wenigen Jahren der Kolonisation erschlossen und noch wenig bevölkert. Die Ansiedler kamen aber sehr gut vorwärts bei den billigen Landpreisen und den reichen Ernten.

Auch wir richteten uns bald zweckmäßig ein. Zuerst arbeitete ich bei meinem Onkel Perkins auf dessen Farm.

Die braune Briestafche hatten wir der Behörde überliefert. Es wurde der genaue Sachverhalt nach Alton in Illinois berichtet. Darauf langte nach geraumer Zeit von Cincinnati, wo Ralph Donaldson seinen eigentlichen Wohnsitz hatte, ein Schreiben an, in welchem er mit bestem Danke die Zusendung der Briestafche nebst Inhalt erbat, abzüglich fünfhundert Dollars, welche mir als ehrlichem Finder zur Belohnung zufallen sollten. Es geschah nach seinem Verlangen.

Dies hübsche Stimmchen kam mir sehr gut zu statten. Nun konnte ich an die Gründung einer eigenen Farm denken.

Mit Harper und dessen Familie war ich stets im freundschaftlichsten Verkehr geblieben. Schließlich war er wohl zufrieden, daß Maud meine Braut und bald nachher meine Frau wurde. Ihre ansehnliche Mitgift brachte mich bald in die gedeichlichsten Umstände.

Unser Wohlstand stieg noch, als etliche Jahre später im benachbarten Kalifornien die Goldentdeckung stattfand und schnell wie durch Zauber Hunderttausende von Menschen aus allen Himmelsgegenden dort zusammenströmten, um mit fieberhafter Begier das edle Metall zu suchen. Während der nächsten Jahre hatten wir in San Francisco den allerbesten Absatzmarkt für unsere landwirtschaftlichen Produkte, da für alle notwendigen Lebensbedürfnisse ungeheure Preise bezahlt wurden. Die Verfrachtung unserer Sendungen dorthin auf dem kurzen und billigen Seewege war für uns Oregonfarmer sehr bequem.

Einer von meinen Freunden, der auch die Karawanenreise mitgemacht hatte, vermochte es nicht, dem verlockenden Dämon Gold zu widerstehen. Seine Farm verkaufte er und siedelte nach Kalifornien über. Einige Zeit nachher empfing ich einen Brief von ihm aus dem größten Goldgräberlager am Sacramento. Es erging ihm recht gut. Dann schrieb er wörtlich: „Neulich war ich hier Mitglied eines Lynchgerichts. Wir hängten vier Spitzbuben, welche arge Räubereien verübt hatten. Kurzer Prozeß! So ist es hierzulande. Kannst Du es erraten, wer darunter war? Einer, den Du kennst. Nämlich Fred Blandish! So hat er also nun die Strafe für seine Missethaten empfangen.“

Diese Nachricht hatte begreiflicherweise für uns sehr viel Interesse. So war also damals in der Indianerwildnis Fred Blandish doch nicht von den Rothhäuten getötet und skalpiert worden, vielmehr war ihm das Schicksal beschieden gewesen, der kalifornischen Lynchjustiz zum Opfer zu fallen.

Ueber fünfzig Jahre sind seit den geschilderten Ereignissen verflossen. Ich bin alt geworden und meine gute Mand auch. Aber noch sind wir rüstig und gesund. Das Klima ist hier in Oregon viel besser als im Osten.

Doch welche großartigen Veränderungen sind seitdem vor sich gegangen! Jetzt erstrecken sich die ungeheuren Schienenstränge der Pacific-Eisenbahnen bis nach dem fernsten Westen. In ebenso vielen Tagen, als wir damals auf unserem beschwerlichen Karawanzzuge Monate brauchten, kann man nunmehr die weite Reise in aller Bequemlichkeit machen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der übersehene Brief. — Kurz nach Beendigung des Krieges von 1870/71 traf eines Tages in Berlin der Gastwirt Heinrich K. aus der Provinz Sachsen ein, um beim Kaiser eine Audienz nachzusuchen. Der Mann hatte einen Sohn, der in Frankreich bei der Occupationsarmee stand, und diesen, der noch ein Jahr zu dienen hatte, wollte der Vater zur Führung seiner Wirtschaft frei haben. Es gelang dem Gastwirt aber nicht, eine Audienz zu erhalten. Dagegen versprach ihm ein Better, der im Palais eine Dienerstelle inne hatte, ein schriftliches Gesuch, das K. aufsetzen lassen sollte, an den Kaiser zu besorgen. Der Gastwirt kehrte in seine Heimat zurück, ließ sich die Bittschrift abfassen und sandte sie ab. Der Better las den Anfang und das Ende, und da er sah, daß

beides vorschriftsmäßig war, convertierte er das Gesuch und schrieb die Adresse darauf. Wenige Tage später lag das Bittgesuch auf dem Schreibtische des Monarchen. Der Kaiser öffnete das Couvert und begann das Schriftstück zu lesen. Als er aber das zweite Blatt umschlug, bemerkte er zu seinem Erstaunen einen Privatbrief folgenden Inhalts: „Lieber Waldemar! Ich schicke Dir das Gesuch, das auch noch einen Thaler und acht Groschen gekostet hat, die Reise nach Berlin hat auch beinahe vier Thaler gekostet. Wann jetzt aus dem Krempel nichts wird, mache ich mich auch nichts daraus, ich will denn in der alten Bude noch ein Jahr aushalten, schade bloß um das schöne Geld. Sei vielmals bedankt und begrüßt von Deinem Better Heinrich K.“ Der Kaiser war aufs höchste belustigt über diesen Brief, den Better Waldemar übersehen hatte, und begriff sofort die Situation. Er ließ sogleich Ermittlungen über

Humoristisches.



Naiv.
Vater der Braut: Also zwanzigttausend Mark Schulden haben Sie . . . ist das aber auch wirklich alles?
Bewerber: Ist es Ihnen noch nicht genug?



Günstige Gelegenheit.
Dirndl, wie wär' es denn, wenn ich dir jetzt einen Kuß rauben würde?
— Dös wär' ganz a'schick, weil i grad an Schubarr'n da hab'.
Was hat denn der Schubarr'n damit zu thun?
— Damit i dich mit deiner Ohrfelg'n glet heimfuhren funnt'.

die in dem Gesuche enthaltenen Angaben anstellen, die aber ein negatives Resultat ergaben. Der Gastwirt konnte seinen Sohn ganz gut entbehren. Inzwischen hatte der Kaiser auch herausbekommen, welcher seiner Diener der betreffende Waldemar war. Er ließ ihn zu sich kommen und sagte freundlich zu ihm: „Mein Sohn, hier ist ein Brief von deinem Better, der an dich gerichtet ist, den ich aber gefunden habe. Nimm ihn und schreibe deinem Better, daß aus dem Krempel nichts wird, und daß er schon noch ein Jahr in der Bude aushalten soll. Das „schöne Geld“ will ich ihm aber ersehen. Hier, lege ihm diesen Friedrichsdor bei!“ — Dabei drohte der greise Monarch dem ganz verbüßten dastehenden Diener lächelnd mit dem Finger, ohne jedoch ein Wort des Tadelns fallen zu lassen. [C. K.]

Der Aufz. — Alain Chartier († 1449) war ein so geistreicher und witziger Redner, daß er der „Vater der Beredsamkeit“ genannt wurde. Dabei war er jedoch überaus häßlich. Einst war er bei einer Festlichkeit am französischen Hofe auf einem Stuhle eingeschlafen. Margarete von Schottland, die Gemahlin des Dauphins, des nachmaligen Königs Ludwig XI., wollte vorübergehen, blieb aber stehen und drückte dem Gelehrten einen herzhaften Kuß auf den Mund. Als ihre Hofdamen sich darüber wunderten, daß sie sich dazu den häßlichsten Mann am Hofe ausgesucht habe, entgegnete sie: „Ich habe nicht ihn, sondern seinen Mund geküßt, der so viel Schönes sagt!“ [D.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Kotillonorden“ in Nr. 9:
Liest man, bei dem Buchstaben W angefangen, unten in der Runde von links nach rechts alle Buchstaben an den grauen Spitzen

und dann in entgegengesetzter Runde (bei D angefangen) diejenigen an den schwarzen Spitzen der Reize nach ab, so ergibt sich das Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich“.

Silben-Rätsel.

Als alte Stadt ist das erste Paar
Im Belairlande zu schauen;
Im anderen Sinne erweckt es fürwahr
In dir wohl! Furcht nur und Grauen.
Es n mit die dritte der Bauersmann,
Das schönste Mädchen kein eigen;
Der König hat sie, der Bettlersmann,
Die Spielkarte kann sie dir zeigen.
Als Beinamen hat das Ganze man
Einem kühnen Fürsten gegeben,
Der hohen Ruhm sich im Kriege gewann
Und viel erduldet im Leben.

Auflösung folgt in Nr. 11.

Wohlfel-Rätsel.

Gar mancher wird darüber angehehn,
Doch nutzlos muß sich alles darum drehn.
Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung der vierhülfigen Charade in Nr. 9:
Taschenpieler.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.